

VIER KLASSEN UND EINE UNBEQUEME EINSICHT

EINE REZENSION ZU: BOIKE REHBEIN ET AL., REPRODUKTION SOZIALER UNGLEICHHEIT IN DEUTSCHLAND, KONSTANZ/MÜNCHEN: UVK VERLAGSGESELLSCHAFT.

Christopher Wimmer und Tobias Rieder

Es ist kein bescheidenes Unterfangen, an das sich der Berliner Soziologie und Asienwissenschaftler Boike Rehbein und sein internationales Forschungsteam gewagt haben. In ihrer kürzlich erschienenen Studie versuchen die 16 Autor*innen nicht weniger, als die grundlegenden Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit in Deutschland zu erklären (und das heißt: nicht nur zu beschreiben). Herausgekommen ist dabei ein sehr lesenswertes Buch, dem es auf der breiten empirischen Grundlage von etwa 300 qualitativen Interviews und einer repräsentativen Umfrage mit fast 3.000 Befragten gelingt, eine ganze Reihe konventioneller Ansichten über die Sozialstruktur der Bundesrepublik zu erschüttern.

Warum beschäftigt sich jemand wie Rehbein, Lehrstuhlinhaber für «Gesellschaft und Transformation in Asien und Afrika» an der Berliner Humboldt-Universität, überhaupt so ausführlich mit der deutschen Gesellschaft? Diese ungewöhnliche Konstellation erklärt sich aus dem größeren Forschungszusammenhang, in den die jüngste Publikation eingebettet ist. Aus einer Debatte mit dem brasilianischen Soziologen Jessé Souza über Gemeinsamkeiten und Unterschiede sozialer Ungleichheit in Brasilien und Laos entstand ein Forschungsprojekt, das schließlich auch auf Indien und Deutschland ausgedehnt wurde – und damit den umgekehrten Weg der klassischen europäischen Soziologie geht und deren eurozentrischen Blick vermeidet, indem Forschungsergebnisse zunächst im Globalen Süden gewonnen und erst danach auf den Norden angewendet wurden.

Ausgangspunkt des Buches ist die Beobachtung, dass die gängigen Debatten um ökonomische Ungleichheit – befeuert durch Berichte über wachsende Einkommensunterschiede oder eine immer ungleichere Vermögensverteilung – dazu tendierten, Ungleichheit auf ein «technisches und ökonomisches Problem» zu reduzieren. Tatsächliche soziale Ungleichheiten würden dadurch sogar eher verdeckt als wirklich erklärt. Neben der ökonomischen Ungleichheit sei es, so Rehbein et al. im Anschluss an die Soziologie Pierre Bourdieus, notwendig, tatsächliche Lebensverhältnisse der Menschen in den Blick zu nehmen, die sich in bestimmten Lebensstilen äußern, zu inkorporierten Habitus der Subjekte gerinnen und Ungleichheit heute noch deutlich subtiler reproduzieren als es der vorkapitalistischen Ständegesellschaft gelang.

Daraus entwickeln die Autor*innen die zwei zentralen Thesen des Buches: Erstens, soziale Ungleichheit in Deutschland (wie auch in den anderen untersuchten Gesellschaften) wird «auf der Existenz unsichtbarer sozialer Klassen beruht und durch Klassifikation reproduziert und zweitens, die kapitalistische Transformation habe nicht radikal mit der ständischen Vergangenheit gebrochen. Klassen und Habitusformen ließen sich als «Traditionslinien» (Michael Vester) in vorkapitalistische Zeiten zurückverfolgen.

Wenn man von Gesellschaftsklassen spricht, denkt man unweigerlich auch an Karl Marx und dessen Unterscheidung in Proletariat und Bourgeoisie, die sich an Hand des Besitzes von Produktionsmitteln unterscheiden. Rehbein und sein Team würden diese Unterscheidung nicht als völlig falsch, aber als ungenügend beschreiben, da sie heute viel zu grob und ihr analytischer Nutzen daher begrenzt sei. Mit einem an Bourdieu und E. P. Thompson geschulten Begriff der Klasse wird diese als praktizierte Kultur mit eigenem Habitus verstanden, die sich nach unten und oben abgrenzt. Doch während Rehbein et al. den Kapital- und Habitusbegriff quasi direkt von Bourdieu übernehmen, erfährt das Konzept der Klasse eine

deutliche Modifikation: Klasse beginnt für die Autor*innen dort, wo soziale Mobilität (auch über Generationen hinweg) endet. In diesem Sinne wurden die Trennlinien zwischen den Klassen als Abwesenheit von Mobilität ermittelt. Diesen empirischen Trennlinien entsprechen aber auch symbolische, entlang derer sich die Klassen durch wertende Klassifikation voneinander abgrenzen. Die drei ermittelten, quasi unüberwindbaren Linien beziehen sich in der bundesdeutschen Gesellschaft alle auf das jeweilige Verhältnis zur Arbeit, die als «zentrale, wichtigste Eigenschaft eines Menschen» gilt und die persönliche Identität der Subjekte zu großen Teilen prägt; die Autor*innen benennen sie als die Trennlinien der «Würde», der «Expressivität» und der «Enthobenheit».

Daraus entwickeln die Autor*innen vier soziale Klassen innerhalb der Grenzen dieser Linien: Da ist zunächst die Gruppe der «Marginalisierten», eine Klasse, die von zentralen Bereichen der Gesellschaften ausgeschlossen ist, «insbesondere von einer geregelten und angemessen bezahlten Arbeit». In den Augen der anderen Klassen gelten die Marginalisierten als faul und arbeitsscheu; sie befinden sich unterhalb der Trennlinie der Würde. Die Autor*innen der Studie belegen an Hand ihrer Interviews jedoch den stark ausgeprägten Wunsch nach Arbeit bei der übergroßen Mehrheit der Arbeitslosen. Diese Menschen, für die ein fester Arbeitsplatz häufig zum größten Traum ihres Lebens wird, liegen «nicht glücklich auf der faulen Haut und den Mitmenschen auf der Tasche, sondern leiden unter ihrer Situation». Es ist wichtig, dass die Autor*innen diesen Aspekt wissenschaftlich belegen und ausführlich beschrieben haben, und es wäre sehr zu wünschen, dass der bundesrepublikanische Diskurs, der, man muss es deutlich sagen, auf Hetze gegen ALG II-Empfänger*innen beruht, diese Ergebnisse zur Kenntnis nimmt.

Die hinsichtlich ihrer sozioökonomischen Lage oberhalb der Marginalisierten (und der Trennlinie der Würde) angesiedelte Klasse bezeichnen Rehbein et al. als «Kämpfer» – eine Klasse, die sich aus zwei recht unterschiedlichen Traditionslinien zusammensetzt, der eine Teil mit historischen Wurzeln im Kleinbürgertum, der andere in der klassischen Arbeiterschaft. Da es zwischen diesen Gruppen Mobilität gibt, werden sie aber zu einer großen Klasse zusammengefasst. Während der Klasse der Kämpfer Arbeit als ein permanenter und notwendiger Kampf um Würde und die Sicherung der eigenen Existenz erscheint, befindet sich die bessergestellte Klasse der «Etablierten» in einer Position, aus der sich Arbeit als bewusster Entwurf, als Teil eines selbstbestimmten Lebensprojekts begreifen lässt. Diese Klasse befindet sich oberhalb der «Trennlinie der Expressivität» – doch auch die Etablierten sind in der Regel zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen. Von dieser Notwendigkeit entbunden ist nur die sehr kleine Klasse der «Enthobenen», die über einen Wohlstand verfügt, der Lohnarbeit völlig unnötig macht, und die, weil sie kaum sichtbar ist, nicht gezwungen ist, die eigene Position in Begriffen der meritokratischen Ideologie zu rechtfertigen. Die Klasse der Enthobenen fällt aus der gesellschaftlichen Klassifikation heraus und ist «der Bewertung enthoben». Es ist eine Stärke des Buches, dass die Autor*innen mit den Marginalisierten und den Enthobenen die beiden Enden der Gesellschaft beschreiben, die in den meisten Studien vernachlässigt werden.

Neben diesen sozialen Klassen betrachten die Autor*innen die Ebenen von Habitus, Ethos und Lebensstilen, die mit der Klassenstruktur der Gesellschaft zusammenhängen, aber nicht deckungsgleich sind und deshalb zunächst analytisch getrennt betrachtet werden. Eine starke Aktualität wird dem Kapitel zum Habitus zuteil, da dort eine «xenophobe Randgruppen in der Mitte der Gesellschaft» entdeckt wurde. In Zeiten von AfD und PEGIDA ist diese wissenschaftliche Erkenntnis von besonderer Bedeutung.

Weitere Komplexität gewinnt die Studie noch dadurch, dass im zweiten Teil des Buches auch Fragen von Migration, Geschlechterverhältnissen sowie Ungleichheiten im Lebenslauf behandelt werden. Diese Multidimensionalität zeugt von wissenschaftlicher Genauigkeit und ist Ausdruck des Anspruchs der Autor*innen, auf allzu simple Erklärungen zu verzichten; für Leser*innen geht dabei leider mitunter der Überblick verloren, in welchem Verhältnis all die behandelten Begriffen und Sphären zueinander stehen und welche Ebenen möglicherweise entscheidender sind als andere. Auch ein historisches Kapitel, das ursprünglich geplant war, aber bis zum Druck des Buchs nicht mehr realisiert werden konnte, hätte zu einer übersichtlicheren Einordnung beitragen und die starke These, dass die kapitalistische Transformation nicht zu fundamentalen Veränderungen der Klassenstruktur geführt habe, noch besser belegen können.

Die Ergebnisse des Teams um Boike Rehbein sind unbequem: Für die liberalen Bannerträger der meritokratischen Erzählung, die angesichts der hartnäckigen Persistenz tiefer Klassenstrukturen als Ideologie entlarvt wird. Aber auch für eine Linke, die sich mit «umfairteilen» und der Forderung nach «Guter Arbeit» begnügt: Auch eine weitaus weniger breite Streuung von Einkommen und Vermögen, als

sie heute vorherrscht, würde – bei allen praktischen Verbesserungen, die für den größten Teil der Bevölkerung damit einhergingen – die grundsätzlichen Strukturen soziale Ungleichheit und die Mechanismen ihrer Reproduktion unangetastet lassen. In den Worten der Autor*innen: «Die Verteilung von Almosen an die Marginalisierten, die Förderung von Bildungschancen, Maßnahmen zur beruflichen Integration, Umverteilung ökonomischen Kapitals und eine kostenlose Krankenversicherung sind wichtige Beiträge zur Soforthilfe für die Benachteiligten in der Gesellschaft. Aber sie leisten keinen Beitrag zur Abschaffung der sozialen Ungleichheit und der Klassenordnung.» Die Radikalität der Transformation, die erforderlich wäre, um die Reproduktion von Klassenverhältnissen durch wertende Klassifikation zu durchbrechen, führen Rehbein et al. nicht aus. Dies sollte jedoch kein Grund sein, vor der Größe der Herausforderung zu kapitulieren oder einer fatalistische Lesart dieser Daten zu verfallen, der zufolge das Bemühen um transformatorische Arbeit von vornherein zum Scheitern verurteilt sei. Stattdessen gilt es, ganz im Geiste Pierre Bourdieus, «mit der Kenntnis des Wahrscheinlichen zu spielen, um das Mögliche Ereignis werden zu lassen».